

Lebensgeschichten

der ehemaligen Patienten des Klosters Blankenburg

Texte von Manuel Stark zur Ausstellung
„Gesichter und Geschichten“



Lebensgeschichten

der ehemaligen Patienten des Klosters Blankenburg

Texte zur Ausstellung

„Gesichter und Geschichten“

in der

KulturAmbulanz

Züricher Str. 40

28325 Bremen

© Alle Rechte liegen bei den Autoren

Texte: Manuel Stark

Fotografien & Gestaltung: Rafael Heygster

Lektorat: Hermes Baby, Gemeinschaft für gute Geschichten

1. Auflage

100 Stück

Februar 2020

Einführung

„Die Würde des Menschen ist unantastbar“, wenige Sätze wurden häufiger zitiert. Aber wo beginnt Würde? Wo wird sie greifbar? Und wo geht sie verloren?

Auf Würde kann man nicht verzichten, urteilte 1992 das Verwaltungsgericht Neustadt. Es verbot mit dieser Begründung den „Zwergenweitwurf“, eine Sportveranstaltung, in der kleinwüchsige Menschen möglichst weit geworfen wurden. Alles freiwillig, sagten die Kleinwüchsigen. Egal, sagte das Verwaltungsgericht. Die Zurschaustellung von körperlicher Überlegenheit diskriminiere Menschen in ihrer Natur.

Obliegt Würde also der Entscheidung eines Gerichts? Liegt zwischen Würde und Würdelosigkeit wenig mehr als eine Debatte um die Auslegung von Worten und Geschehen?

Vielleicht.

Dann wäre der Artikel 1 des Deutschen Grundgesetzes eine Utopie. Menschenwürde wäre ein Wunschtraum, der sich nur im konkreten Fall manifestiert. Wundervoll in seinem Werden. Unendlich traurig in seinem Fehlen. Von Mal zu Mal bliebe Würde bloße Deutung. Willkür.

In der psychiatrischen Klinik des Klosters Blankenburg wurden manche Patienten in der Nacht an ihre Betten gefesselt, sie schliefen in Kot und träumten im eigenen Urin. Wer bewahrte hier die Würde? In Blankenburg ging die Würde vieler Menschen verloren.

Oder?

Zum einen sind da die Pfleger, Ärzte und Betreuer. Sie deuteten die Situation damals wohl als normal. Möglicherweise glaubten sie gar, es wäre das Beste für ihre Patienten. Fesseln binden nicht nur, sie schützen auch vor Flucht in eine Welt, für die ein Gefangener scheinbar nicht bereit ist.

Zum anderen sind da die Patienten. Hätten sie ihre Würde verloren, wie hätten sie diese zurückerlangt? Geschehenes kann man nicht rückgängig machen, Erfahrungen nicht tilgen. Erlebnisse, gute wie schlechte, prägen uns, und formen Charakter und Persönlichkeit. Durch sie werden wir zu Menschen.

Respekt.

Vielleicht ist das die beste Übersetzung für Würde in der Praxis des Alltags. Begegnen wir anderen mit Respekt, erkennen wir sie als die Menschen an, die sie sind. Mit allem Leid, allem Schmerz, allen Einschränkungen, aber eben auch aller Hoffnung, aller Liebe und allen Möglichkeiten, die ihnen innewohnen. Respekt, das heißt: Das Negative bekommt Raum, findet Platz. Damit das Positive ehrlich strahlen kann.

Den ehemaligen Patienten von Blankenburg Respekt zeigen, das kann heißen: Ihre Vergangenheit anerkennen, ihre körperlichen und geistigen Einschränkungen sehen und akzeptieren. Nicht als Makel, sondern als Teil ihres Menschseins. Und dadurch mit Respekt auch auf das Heute blicken. Auf die errungenen Erfolge. Den Erwerb von Selbstständigkeit in mal kleiner, mal größerer Form. Respekt und Anerkennung auch für gelebte Emotionen, erlebte Taten, erreichten Fortschritt.

Vielleicht bedeutet Respekt also auch, in anderen nicht die Auffälligkeiten zu sehen, die uns trennen. Sondern die Besonderheiten, die uns einen. Würde verbindet uns. Sie wird nicht verliehen, sondern ist von Beginn an Teil jedes Menschen.

Würde bleibt.



Die Geliebte

Helga Schuster *23.02.1948

Sie lebte 28 Jahre lang in Blankenburg. Heute hat sie eine eigene Wohnung, die drei Zimmer fasst – Küche, Wohnzimmer, Schlafraum. Eine Fotografie von „ihrem Günther“ dominiert den Wohnzimmertisch. Ihre alte Liebe hat für Jahre mit ihr gelebt, zuerst in Blankenburg, später teilten sie sich die Wohnung.

Helga Schuster ist misstrauisch, wenn es darum geht, Fremde in ihr Heim zu lassen – Trickbetrüger, Gauner und schlechte Menschen gebe es viel zu viele da draußen. Wen sie einlässt, den umsorgt sie wie eine Mutter. Sie ist eine der Menschen, die einem so lange den letzten Keks oder das letzte Stück Kuchen anbietet, bis man es auf den Teller nimmt. Auch, wenn man es gar nicht möchte.

Man sieht ihr Blankenburg nicht an. Nur wenn sie spricht, verfangen sich ihre Sätze in Wiederholungen, kreisen ihre Worte um sich selbst. Die Informationen entwickeln sich langsam. Es braucht Geduld, bis sich ihre Geschichten Stück für Stück zusammensetzen – wie ein Mosaik. Es lohnt sich. Helga Schuster ist eine gute Erzählerin. Sie spricht in Bildern und Erfahrungen, niemals verklausuliert sie Dinge oder flüchtet sich in Floskeln. „Ich hab mich mit meinen Eltern nicht verstanden, deswegen wollte ich immer nur weg“, erzählt sie heute. „Per Anhalter bin ich bis nach Hamburg gefahren. Da habe ich auch mal auf einem Schiff übernachtet, bei Seemännern.“ Die Hafenz Polizei habe sie abgeholt und zurückgebracht zu ihren Eltern. Das sei der Moment gewesen, in dem die beiden sagten: Es geht nicht mehr. Du kommst nach Blankenburg!

Das Erste, woran sie sich erinnert ist die Landschaft. Blankenburg, ein Waldstück in der Nähe zum Spazieren. Mit ihrem Günther habe sie dort Natur und Zweisamkeit genossen, damals, da waren sie beide noch „jung und knackig“. Inzwischen ist er tot, nur das gedruckte

Bild ist ihr geblieben, gerahmt lächelt er vom Esstisch. „Heute wäre er 90 geworden“, sagt sie. Und fragt: „Mögt ihr ihn denn?“ Er ist doch so ein lieber.“

Blankenburg, das war aber nicht nur Wald, sondern vor allem die Klinik. „Ich bin manchmal nachts aufgestanden und zu Günther gelaufen. Da musste ich ganz still sein. Wenn mich niemand bemerkt hat, war es schön. Wenn doch, haben sie mich zurückgebracht in mein eigenes Bett und daran festgeschnallt. Frech war das! Das haben die oft gemacht. Leute festschnallen, dass sie sich gar nicht mehr bewegen konnten. Oft die ganze Nacht! So frech war das!“

Es gab Personal, das wollte keine Arbeit mit den Patient*innen. Diese Leute zogen sich lieber in den Aufenthaltsraum zurück und spielten Karten bis zum Ende der Schicht. „Eine Schwester war ein Biest. Die hat jeden am Bett angebunden. Das war eine Frechheit, eine echte Schweinerei! Die hat sogar anderen Einwohnern befohlen, einen anzubinden. Und gedroht, dass man selbst angebunden wird, wenn man nein gesagt hat. Unverschämtheit!“ Andere Pfleger und Schwestern bemühten sich um die Patient*innen. Sie erlaubten Waldspaziergänge zu zweit mit Günther oder ließen Besuche zu, auch nachts.

Helga Schuster war 30, da begannen die Reformen für die Langzeit-Psychiatrie in Deutschland. Blankenburg wurde aufgelöst und sie durfte mit ihrem Günther in eine gemeinsame Wohnung ziehen, direkt in Bremen. In der neuen Wohnung schliefen sie in zwei getrennten Zimmern, so konnten sie sich weiterhin besuchen. „Seit er nicht mehr da ist, schlafe ich in Günthers Bett und mache die ganze Wohnung alleine sauber, ich gehe nur für mich einkaufen und besorge nur das, was ich mag. Ich bin selbstständig, ich kann das. Und ich bin ja nicht dumm. Ich bin eine freie Frau!“



Der Genießer

Thomas Mische *14.11.1960

Er wippte vor und zurück, ununterbrochen, er stand da und stieß Laute aus wie „aiiischa, aiiiischa, aiiiischa“. So erinnern sich Zeitzeug*innen heute an den Moment, als sie Thomas Mische das erste Mal begegneten. In der Psychiatrie Kloster Blankenburg entwickelte sich bei vielen Patient*innen ein hospitalisiertes Verhalten. Hospitalisiert, so werden Menschen bezeichnet, die in Zwängen gefangen sind, um sich selbst zu stimulieren. Ausgelöst wird dieses Verhalten, wenn Menschen so reizarm leben, wenn so wenig um sie herum sie durch Töne, Farben oder Berührungen beeinflusst, dass sie sich selbst Reize verschaffen müssen um etwas zu spüren. Das tun sie durch monotone Bewegungen und ständige Wiederholung von Lauten. Das immer gleiche Verhalten wirkt zugleich meditativ, es entspannt. Für eine Stunde, einen Abend, einen Tag kann ein solches Muster hilfreich sein und Körper und Geist beruhigen. Bleibt es über Jahre, wird es pathologisch. Thomas Mische war 13, als er in Kloster Blankenburg aufgenommen wurde, das war 1973. Er blieb 15 Jahre. 1988 wurde das Kloster Blankenburg als Langzeitpsychiatrie aufgelöst.

Thomas Mische galt als gefährlich. Untergebracht wurde er in der geschlossenen Station der Psychiatrie Kloster Blankenburg, der Station fünf. Heute erzählen Menschen, die ihn schon damals kannten: „Statt Heilung erlebte er bestenfalls eine Stagnation, eher eine Verschlechterung. Thomas Mische war vor Blankenburg in der Lage, Wünsche zu äußern.“ Mit „Beatles, Beatles, Beatles“ verlange er nach Musik der britischen Künstler, mit „Schoki, Schoki, Schoki“ bestand er auf Süßes. In Blankenburg, sagen sie, sei er verstummt. Nur noch kaum verständliche Laute hätten seine Lippen verlassen, er sei Augenkontakt ausgewichen, habe keinerlei Körperkontakt mehr zugelassen.

Für die Patient*innen in Blankenburg verblissen selbst die Grundlagen von Kulturtechnik, das Essen mit Messer und Gabel. Egal zu welchem Gericht, in der Psychiatrie gibt es nur Löffel. Gegessen wird im Takt der Stechuhr. Schnell. Zügellos. Maß-

los. Wer in geplanter Zeit nicht genug hineinbekommt, verliert seinen Teller trotz Hunger. Essen ist Arbeit, kein Genuss.

Außerhalb des Essens wurden die Patient*innen auf Station fünf oft sich selbst überlassen. Machten sie Schwierigkeiten, fesselten Gurte sie ans Bettgestänge. Ein Mitarbeiter von damals urteilt heute: „Die Einwohner wurden wie Vieh gehalten. Sie waren Last. Wichtig war nur, dass man seine Ruhe vor ihnen hatte. Wen ich an sein Bett binde, mit dem muss ich mich eben nicht mehr groß beschäftigen.“ Ruhe war Zwang.

Kurz vor der Auflösung 1988 wurden die Patient*innen in Blankenburg auf den Umzug nach Bremen vorbereitet. Auch mit Memory-Karten wurden Begriffe gelernt, Gegenstände erkannt. „Sogar Kartoffeln kannten sie nur als geschälte gelbe Klumpen aus dem Glas. Das war exemplarisch. Sie kannten eigentlich nichts, nur kahle, triste Krankenhauswände. Die totale Reizarmut.“

Als Thomas Mische nach Bremen zieht, wird er zur Herausforderung für die Pflegekräfte. Sein erster Besuch in der Tagesförderstätte beginnt mit einem Sprint, Kopf voran zersplittert die Glaswand eines Schanks. An anderen Tagen zieht er an seinen Ohren und kratzt sich im Gesicht, bis er blutet. Wird Kaffee gekocht, rennt er los, reißt die Kanne aus ihrer Halterung und schüttet sich die kochend heiße Brühe in den Mund. Sie rinnt dampfend über Lippen, Wangen, Schultern, Brust und brennt auf Haut und Fleisch.

Erst mit der Zeit lernte Thomas Mische Ruhe. Dass er nicht schütten muss, um so viel Kaffee zu bekommen, wie er will. Dass er nicht schaufeln muss, um satt zu werden. Dass ein Mittagsschlaf, vergraben unter dem weichen Schutz einer Decke, gut sein kann. Kaffee mag er noch immer, schmackhaftes Essen auch, das Aufräumen von Geschirr weniger. Thomas Mische lernte Genuss.



Der Beobachter

Klaus Dieter Schmitt *09.04.1943

Nach seinem Umzug nach Bremen fand er sich am Anfang nur schwer zurecht. Die Räume, die Gänge, die Menschen, alles war neu. Manchmal überforderte ihn das. Dann kratzte er sich den Handrücken auf, war es besonders schlimm, biss er hinein.

Mit der Zeit gewöhnte er sich an sein neues Zuhause. Der Handrücken aber, dient ihm noch immer als Werkzeug der Kommunikation. Sucht er Nähe, drückt er ihn gegen die andere Person. Seine Zärtlichkeit zeigt sich fest und bestimmt. Lächelt man ihn an, lächelt er zurück – „eine Art High-Five“, nennen es die Leute, die ihn seit Jahren im Alltag begleiten.

Das Tagesgeschehen begehrt er nach festem Ritual: Nach dem Essen Jacke anziehen, weiter in die Halle, wo die anderen sich beschäftigen. Dort sitzt er immer auf dem gleichen Stuhl und zieht sich zurück, er bleibt Beobachter des Treibens. Nur der Gesangsgruppe nähert er sich manchmal, bleibt während ihrer Lieder aber stumm. Er genießt.



Der Stille

Horst Ziebarth *24.05.1935- †01.05.2019

Mit der Zeit verblassen die Erinnerungen, worüber genau er sich beschwerte. Was bleibt: Er war ein kleiner Nörgler. Immer war er mit irgendwelchen Umständen unzufrieden. Irgendetwas passte nie so ganz. Den Betreuer*innen, die ihn bis zum Ende hin besuchten, machte das nichts. „Das war nicht schlimm, das war Teil seiner Selbst.“

Diese Menschen erinnern sich an Horst Ziebarth als jemanden, der zwar immer etwas zu sagen hatte, aber selten eine Meinung vertrat. Jemand müsse etwas reparieren, sich kümmern, etwas ändern, diese Forderung war immer da. Fragte man ihn aber nur nach einfachen Informationen, wie einem ‚Wie geht es dir‘, war er überfordert. „Weiß auch nicht. Ja, weiß auch nicht“, war seine übliche Antwort. Das Hineinspüren in sich selbst, das Ertasten der eigenen Gefühlswelt, das blieb ihm fremd. Ob es Angst war, die ihn hinderte oder ob ihm die Fähigkeiten fehlten, das weiß keiner seiner Weggefährt*innen so genau. Fragte ihn jemand nach seinem Empfinden, begann er zu nuscheln.

Fokussiert war er auf den Garten. „Ach, der Garten! Da muss sich doch jemand darum kümmern“, sagte er und blickte aus dem Fenster seiner Wohnung in Bremen auf das Grün. Schon in Blankenburg wurde er in die Gartenarbeit eingebunden. Fegen, Schubkarre fahren, Schnee von Wegen räumen – er wollte tätig sein, verändern, etwas schaffen.

Er beschwerte sich viel über die Zustände im Außen, traute sich aber nie, Bedürfnisse im Inneren zu äußern. Wie passt das zusammen? In Blankenburg war es gut, diese Bedürfnisse zu ignorieren. „Es kümmerte ja

sowieso niemanden“, urteilen Zeitzeugen. Was man will, welche Veränderung man anstoßen möchte, war daher nicht wichtig. Dass es einem nicht gut ging und was man bräuchte, dass es einem besser ging, das wurde ignoriert. Also musste man den Zustand akzeptieren, ändern konnte man ja sowieso nichts. Der Zustand außen wurde also umso wichtiger. Ich darf den Weg fegen, ihn von Schmutz reinigen, ein wenig Wandel bewirken. Wie geht es dir? Blankenburg ließ diese Frage in Horst Ziebarth verkümmern. Fegen aber durfte er.

Wo der Raum für Menschlichkeit fehlt, da überfordern Emotionen.

Durch seinen Umzug nach Bremen und den Wandel seiner eigenen Situation, lernte Horst Ziebarth: Wie es mir geht, ist wichtig! Sein Nörgeln bedeutete auch: Die Freiheit auskosten, sich über Dinge zu beschweren. An seinem Geburtstag erwiderte er auf jeden Glückwunsch zwar, das sei ja nicht nötig gewesen. Aber er lächelte in stiller Freude.

Und doch: Für ihn gab es andere Möglichkeiten, sich zu öffnen. Kurz vor der Auflösung Kloster Blankenburgs als Psychiatrie, begann Horst Ziebarth zu malen: Das Bild eines Fensters, abstrakt gezeichnet, aber voll an Farben. In der Mitte hell, fast weiß, von dort färbe sich der Raum nach außen violett, braun und schließlich schwarz. Diese Malereien können als Sinnbild dienen: helle Fenster, Licht. Darum herum das dunkler werdende Nichts ohne Eindrücke für die Sinne. Eine Welt, aus der zuerst die Kunst ihm half zu fliehen.



Die Kalligrafin

Ursula Pump *Januar 1953

Wie sie Blankenburg erlebte, kann sie nicht schildern. Ihre Erfahrungen nicht in Worte fassen, ihre Erlebnisse nicht durch Gespräche verarbeiten. Sie spricht nicht, kann die Sätze keiner bekannten Sprache formen. Und doch bleibt das Geschehene da. Zeitzeug*innen erzählen: „Blankenburg raubte den Menschen die Identität. Es gab dort keinen Raum für das Individuum.“

Wie drückt man sich aus, wenn Worte fehlen? Ursula Pump schreibt gerne, ganze Seiten und Blätter voll von Schleifen und Schriften. Kleine Abwandlungen des Buchstabens „e“ mit Schwung und Kraft. Nur wer genauer hinsieht, entdeckt etwas für den ersten Blick Verborgenes. Mitten in den Formen und Schwüngen versteckt sich ihr Name: „eeeeeeeeursulaeeeeeeee“.



Der Träumer

Lothar Möllenberg *Juni 1949 - †Februar 2020

Er hätte als Literat gelten können, hätte er die Bücher gelesen, die er mit sich trug. Fast immer hatte er ein Buch dabei, unter den Arm geklemmt oder in der Hand. Lothar Möllenberg sprach nicht, nur manchmal brauchen unvermittelt Sätze aus ihm heraus, scheinbar ohne Bezug. Er sah währenddessen in die Ferne, ohne Fokus, vielleicht mit Ziel.

Einem Vertrauten würden wir unterstellen, er wolle die Aura der Bildung um sich erschaffen. Aber wie viel Schein kann ein Mensch sich wünschen, der nicht einmal spricht?



Die Entschlossene

Renate Schnackenberg *12.11.1938

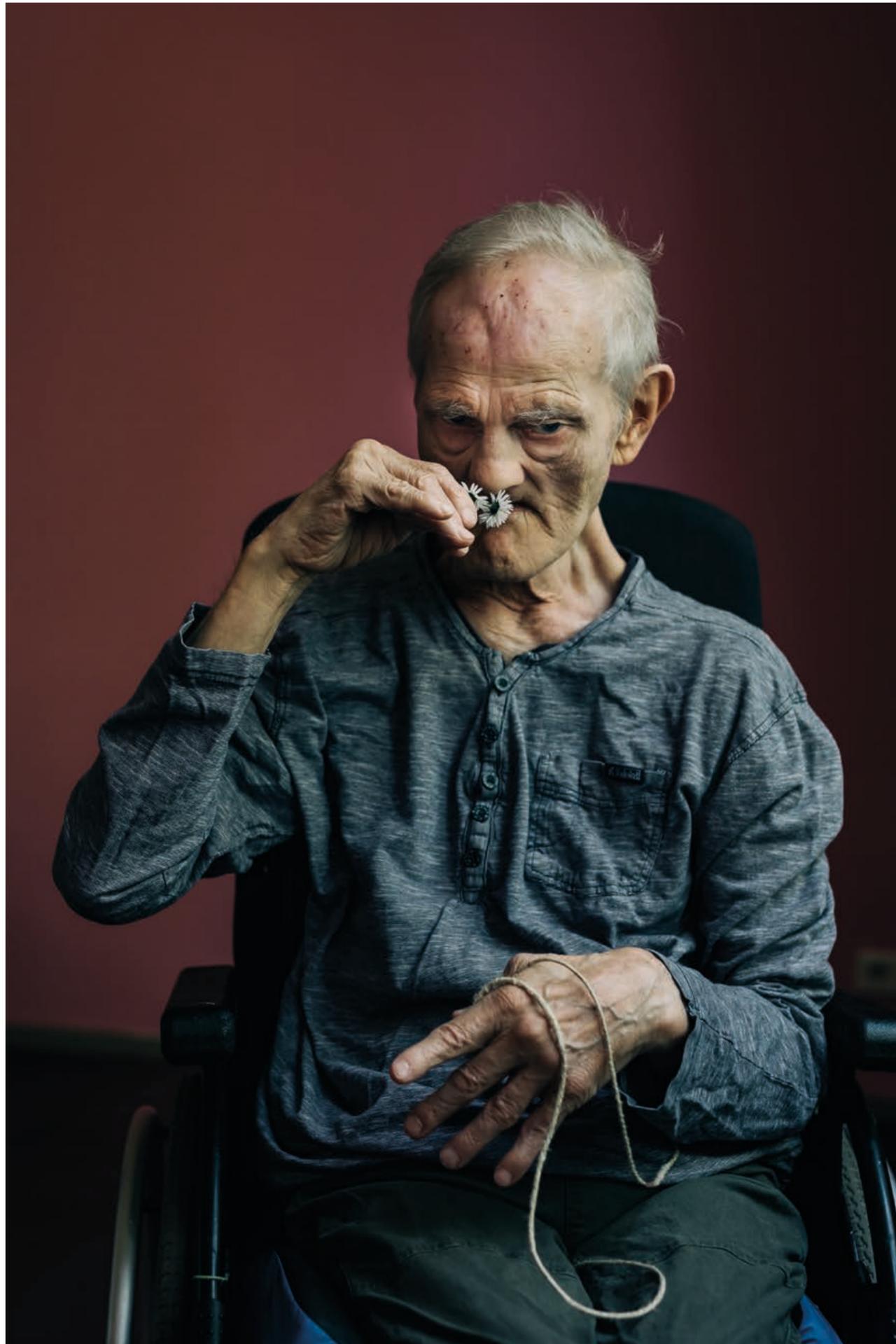
In Blankenburg saß sie in einem Rollstuhl. „Wieso“, fragen manche ihrer späteren Betreuer*innen, ihr fehlte nichts um zu laufen. Für den Grund der Entscheidung damals finden sich heute keine Belege. Renate Schnackenberg ist noch immer auf den Rollstuhl angewiesen, mittlerweile auch ihrer 81 Lebensjahre wegen. Aber die Räder binden sie nicht mehr, immer wieder gelingt ihr ein Spaziergang. Nach der Auflösung der Langzeitpsychiatrie Kloster Blankenburg begann Renate Schnackenberg, wieder Laufen zu lernen. Schritt für Schritt eroberte sie sich eine Welt zurück, die man zu Fuß erfahren kann.

In Bremen hilft sie anderen beim Entschleunigen. Sie sitzt vor Staffelei und Farbe, nimmt Stift und Pinsel zur Hand und malt. Bis ein Bild entsteht, dauert es lange. Ist das Überlegung? Ist das Beeinträchtigung? Zuschauer*innen können nur raten, niemand kann es wissen. Das bringt Beobachter*innen dazu, selbst nachdenken zu müssen. Über das Leben, über den Sinn, über den einen Strich, den Renate Schnackenberg mit so viel Kraft und Intensität auf die Leinwand setzt, dass scheinbar alles Treiben um sie herum verblasst.

In Blankenburg redete sie kaum. Vielleicht wirkt die Verständigung in Worten unnützlich, wenn es niemanden gibt, der ehrlich zuhört. Heute sagen ihre Begleiter*innen, sie verständige sich in „erstaunlichem Maße“, ihre Antworten formuliere sie deutlich.

Möglicherweise ist es dasselbe mit der Sprache, wie mit dem Laufen. Nachdem sie für

Jahre nur den Rollstuhl kannte, lernt sie heute wieder gehen. Sie will das.



Der Sinne-Sammler

Dieter Mahl *11.03.1946- †05.06.2019

Er hat seine Stirn immerzu irgendwo dagegen geschmettert bis es blutete, überall hinterließ er rote Flecken an der Wand. Deswegen hat er in Blankenburg einen Lederhelm getragen. Er war ein schlaksiger Mann, besaß dünne Beine und Arme, und war extrem hospitalisiert. Er wippte vor und zurück und pfiiff.

Nach seinem Umzug nach Bremen riss er das Lederband ab. Das zerstörte den Helm, den er tragen musste. Von außen betrachtet, ein kleiner Akt. Von innen ein Befreiungsschlag. Er traute sich, den Gegebenheiten seinen eigenen Willen entgegenzusetzen. Er wollte spüren. Er wollte den Schmerz erleben. Dadurch, dass er das durfte, nahm auch die Heftigkeit der Schläge ab, mit denen sein Kopf auf Gegenstände und Wände drosch. Er forschte auch an anderen Dingen, knetete auf einem Gummiband herum, zog es durch den Mund oder schnipste es gegen die eigene Haut. Er sammelte Eindrücke, Empfindungen, Sinnesreize.

Zugleich ging er ständig wie auf Zehen, unter permanenter Anspannung. Ein Zeichen für lange Zeit in Reizarmut. Er war einer der Patienten, die besonders oft im Bett blieben. Festgeschnallt.

Nach Kloster Blankenburg entdeckte er die Welt der Sinne. Er suchte nach Geräuschen, tastete an Oberflächen. Am meisten aber beehrte er Düfte: Über Deo freute er sich wie ein Kind. Zigaretten roch er, indem er ihre glimmenden Stängel in den Aschenbecher drückte und den aufsteigenden Dampf durch seine Handflächen fing. Er inhalierte

den Rauch.

Auch in der Nähe suchte er die Deutlichkeit: Er zeigte Zuneigung, indem er seine Wange fest gegen die Schulter der anderen Person presste oder den Unterarm ergriff und fest daran rieb. Diese Nähe forderte er ein. Und kehrte so die Rollen um: Er war nicht länger der Situation ausgeliefert, fixiert am Gestänge des eigenen Betts, er war ein Sucher und Sammler der Sinne.

Zigaretten gab es bei ihm nur ohne Filter. Und doch nahm er auch weniger intensive Düfte gerne an: Frisch gekochtes Essen, Blumen aus dem Garten, zwischen Fingerspitzen zerriebene Kräuter. Die Vielfalt des Lebens als Stimulus der Lunge. Er brauchte den Geruch.



Der Freundliche

Manfred Drewes *24.10.1942

Nach der Auflösung Blankenburgs galt er als „gehetzt“, als wäre er „immer etwas getrieben“. Die Zeit in Bremen half, das zu wandeln. Ehemalige Weg-Begleiter*innen schätzen Manfred Drewes als freundlich und fröhlich, immer an einem kurzen Plausch interessiert und neugierig nach den Empfindungen und Erlebnissen seiner gegenüber.

Er bleibt den Menschen zugewandt.



Der Zugeneigte

Eckard Rausch *29.04.1957

Mit acht Jahren wurde er eingeschult, bis in die vierte Klasse bewahrte er sich gute Noten. Danach nahm seine Leistung deutlich ab. Er verließ die Hauptschule ohne Abschluss, versuchte sich mehrmals als Ladenhelfer in verschiedenen Geschäften. Lange behielten sie ihn nicht. Eckard Rausch wurde mit 19 schließlich wegen „Geisteschwäche“ entmündigt, etwa ein halbes Jahr später, im August 1977 kam er nach Blankenburg. Von Beginn an, so scheint es, fühlte er sich dort nicht wohl. Mehrmals floh er aus der Psychiatrie.

Die Schilderungen von damals wollen nicht zur Person im Heute passen: Eckard Rausch sei „verschlossen, in sich gekehrt und wortkarg“ gewesen. Auf Ansprache reagierte er höchstens mit Brummlauten, verständliche Sätze seien äußerst selten gewesen. Wenn überhaupt, habe er sich nur mit einem lauten JA oder NEIN geäußert. Dazu wurde vom Personal behauptet, er sei voller Aggressionen gegenüber Mitpatienten und gefährlich.

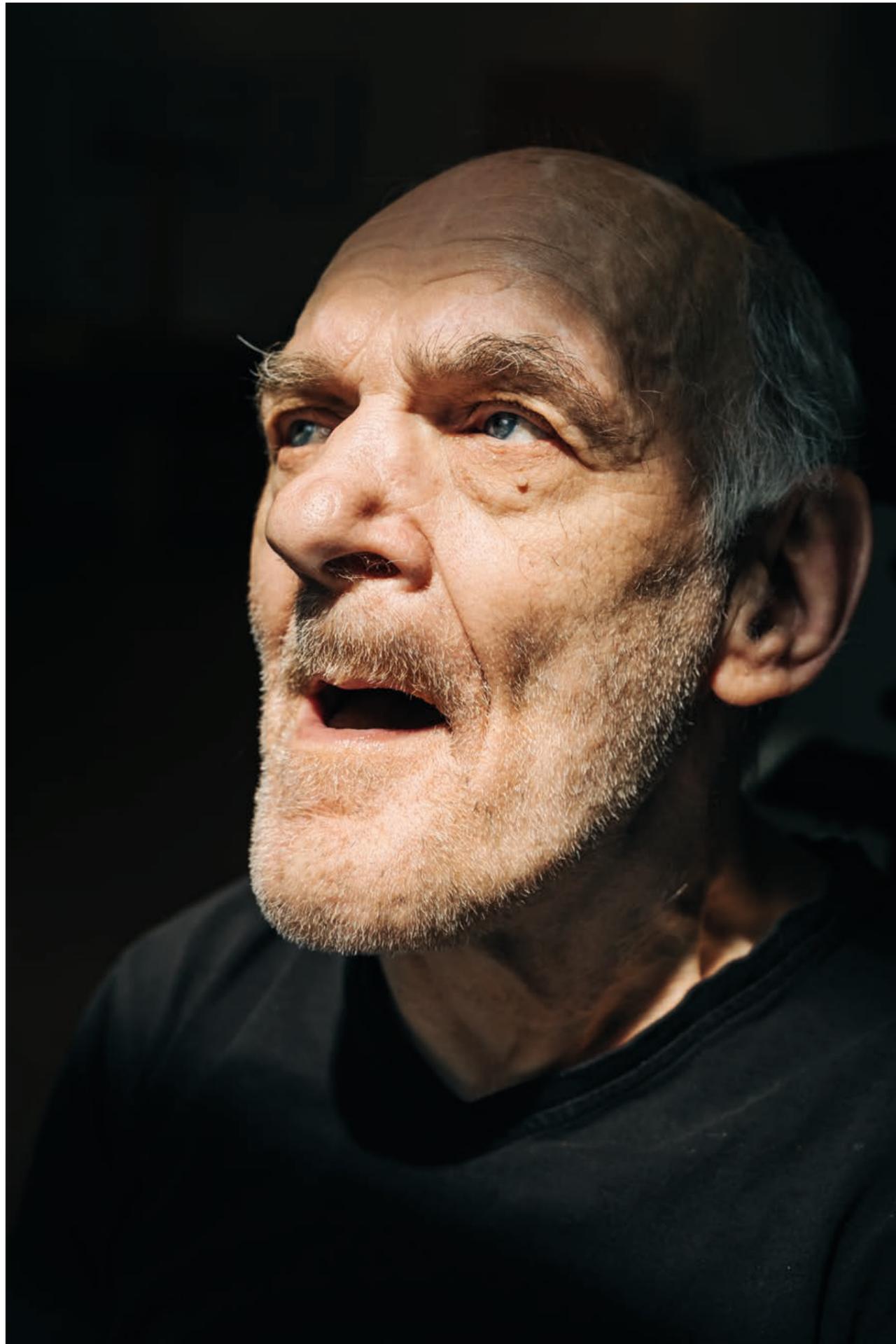
Spricht man mit Menschen, die seinen Weg im Damals wie im Heute begleiteten, wirkt es, als würden sie zwei unterschiedliche Menschen schildern. Eckard Rausch habe in Blankenburg oft stundenlang allein im Flur gestanden und reglos vor sich hin gestarrt.

Heute begrüßt er jedes Mitglied des Personals der Tagesstätte mit Handschlag, wenn er morgens in die Einrichtung kommt und fragt, wie es den Leuten gehe und was sie so erlebt hätten in letzter Zeit. Ebenso ver-

abschiedet er sich bei jedem persönlich, wieder mit Handschlag. Er liest Zeitschriften und Magazine und hat einen Sinn für Wort- und Sprachspiele, löst Kreuzworträtsel. Witze findet er gut, gerne neckt er seine Umwelt. Auch wünscht er sich immer mal wieder, ins nahegelegene Einkaufszentrum zu fahren – um Eis zu essen.

Trotzdem ist etwas aus Blankenburg geblieben: Immer wieder hat er Phasen, die er „schlechte Laune“ nennt und in denen er Raum für sich braucht. Bevor er sich zurückzieht, fragt er die Betreuer*innen, ob es okay sei, schlechte Laune zu haben. Zeit und Raum für sich beansprucht er erst, wenn ihm mehrfach bestätigt wird, dass „schlechte Laune“ erlaubt ist. Er ist unsicher im Kontakt mit anderen Menschen. Wenn er sich so in Wortspielen verliert, dass Betreuer*innen es als distanzlos werten, kränkt ihn das. Nach einer Zeit fragt er „bist du noch sauer?“ oder „magst du mich noch?“. Eckard Rausch ist kein Mensch, der andere verletzen will oder der anderen wehtun würde, um seinen Willen zu bekommen. Was er fürchtet, ist Zurückweisung.

Er will gemocht werden.



Der Menschenfreund

Paul Leschinski *18.12.1941

Früher zerriss er oft seine Kleidung, schleuderte sie sich vom Leib, konnte sie nicht tragen. Heute kommt es kaum noch zu solchen Ausbrüchen. Als aggressiv beschreibt ihn niemand mehr, eher als zugewandt, neugierig, interessiert.

Er lebt seine Stimmung durch Laute aus, mal laut, mal leise, mal beinahe stumm. Auch die Rente hält ihn nicht ab, von seinem Wunsch nach Kontakt zu anderen Menschen. Er kommt weiter in die Tagesstätte. Aus freiem Willen.



Der Tischler

Thomas Krause *August 1960

Kein Geschirr war vor ihm sicher. Thomas Krause räumte den Wagen voll Teller, Schüsseln, Löffel mit einem Handschlag ab oder warf es durch die Gegend, stand es erst einmal in Reichweite. Was wie ein Wutausbruch wirkt, könnte auch andere Ursachen haben: Sehnt nicht jeder sich nach einem Ton, lebt man zu lange im Stillen?

Die ehemaligen Patient*innen der Langzeitpsychiatrie Blankenburg lebten unter „völliger Reizarmut“, das diagnostizierten mehrere Mediziner*innen und Pädagog*innen nach der Auflösung der Einrichtung 1988. Die moderne Forschung weiß: Raubt man Menschen den Klang, dauert es keine Stunde und es zeigen sich erste Formen des Wahnsinns – Illusionen, schleppende Gedanken, wirre Handlungen.

Durch seinen Umzug nach Bremen durfte Thomas Krause in einer Holzwerkstatt arbeiten und sich, in enger Begleitung, ausprobieren als Handwerker. Er roch den Duft von Sägemehl, fühlte Hölzer rau oder glatt und hörte die Geräusche von Maschinen. Ausbrüche gab es nur noch sehr selten.



Die Lauscherin

Gerda Klima *Januar 1939

Sie galt in Blankenburg als aggressiv, gefährlich und aufsässig. Widersetzte sich jemand ihrem Willen oder ging sie in einer Weise an, die ihr nicht passte, kratzte sie um sich und bespuckte das Personal. „Sie hat sicher auch viel Gewalt erfahren“, heißt es von Leuten, die sich mit ihr beschäftigt haben, nachdem Blankenburg als Psychiatrie aufgelöst worden war. Belastbare Belege dafür gibt es nicht.

Nun trägt ein jeder Mensch zwei Seiten in sich. Schatten und Licht mischen sich in uns und destillieren das Grau, das den Charakter eines jeden von uns zeichnet. Gerda Klima mag Späße und freut sich über kleine Scherze, auch wenn sie selbst nur wenig Worte spricht. Verstehen kann sie viel, und doch schätzt sie das Einfache. Sie freut sich über Fingerspiele oder genießt es, Musik zu lauschen. Erkennt sie ein Lied, summt sie mit, versucht sich an Takt und Rhythmus.



Der Lebenskünstler

Willi Fliedl *16.04.1944 - †25.11.2018

Station fünf, Tür ganz hinten links, letztes Bett hinten links. Der letzte Platz der letzten Station. Ein besonderer Mensch, sagen einige seiner Wegbegleiter*innen heute. „Willi Fliedl kam mit einer Gehbehinderung nach Blankenburg. Als er wieder raus durfte, konnte er kaum mehr bewegen, als den linken Arm. Die Muskulatur ist so weit zurückgegangen, dass die Beine und Arme sich in Embryo-Haltung an den Körper zurückgezogen haben und versteift waren. Die haben ihn im Bett versauern lassen.“ Sogar die Lungen waren verkümmert. Durch seine Stimme forderte er Raum für sich ein. Sie drang durch den Flur, meterweit war sie auch bei geschlossener Tür bis ins Dienstzimmer zu hören. So durfte er dann und wann auch raus. Im Jogginganzug Frischluft schnappen, wenn auch nur kurz.

Ausgerechnet er eroberte sich die Welt, nachdem er nach Bremen gezogen war. Noch in Blankenburg bekam er kurz vor der Auflösung einen Elektro-Rollstuhl. Mit dem konnte er zuerst nicht umgehen: Er verkrampfte so, dass er stetig geradeaus fuhr, das Tempo wurde immer höher, die Fahrt endete in einer Tanne. Die Räder drehten sich weiter und gruben sich in den Boden. Andere würden sich abschrecken lassen, scheuen ein Fahrrad, wenn sie zu schmerzhaft fallen. Willi Fliedl hat den Rollstuhl nie gescheut, sondern gelernt ihn zu gebrauchen.

Durch die gewonnene Mobilität eroberte er sich zuerst das Gelände, dann die Stadt. Mitarbeiter*innen der AWO Bremen erzählen davon, dass er bekannt war wie sonst kaum einer. „Hallo Willi! Wie geht es dir? Du hattest das Gefühl, halb Bremen kennt ihn. Obwohl er nicht sprechen konnte. Er verständigte sich durch lautieren“, erzählen sie. Die Menschen mochten ihn. Gerade die Kinder. Sobald Willi Fliedl kam, waren sie überall. Nicht immer behandelten sie ihn gut. Sie hänselten ihn, neckten ihn, zogen ihn auf oder rannten vor ihm weg. Ihn

störte das nie. Kinder durften das. Erwachsene waren etwas anderes, von ihnen forderte er Respekt. Sagen konnte er das nicht, aber er fand immer Wege zu zeigen, was er wollte.

Und er malte. Abstrakt, selten mit einem konkreten Ziel. Es war mehr so ein Drauflos-Malen, wie wenn zu viel in einem ist, das nach außen drängt, sodass es kaum noch möglich scheint, sich an ein Ziel oder eine Form zu halten. Aber auch für Profi-Eishockey hat er sich interessiert, er nahm alles mit. Sogar das Fliegen. Ein Bekannter besaß einen Flugschein für alte Cessnas und nahm ihn mit in die Luft. Auch den Beiwagen eines Motorrads scheute er nicht, er genoss, wie Fahrtwind einem ins Gesicht peitscht, ein bisschen härter mit jedem Kilometer pro Stunde.

Gilt es, ein Leben in ein Motto zu stanzen, so war der Leitspruch von Willi Fliedl: Draußen sein! Nie wieder eingesperrt sein. Er wollte Wind und Wetter spüren, Freiheit auch im Regen leben statt sich durch Sturm im Zimmer gefangen zu fühlen.

Diejenigen, die dabei waren, sagen: So, wie er lebte, so starb er. Der größten Raum des AWO-Wohnheims in Bremen dient als eine Art Wohnzimmer für alle. Hier begegnen sich Menschen, hier wird sich ausgetauscht, getobt, geschrien, gedöst. Hier ist es wild, hier ist Freude, hier ist Leben. Und hier schlief Willi Fliedl plötzlich ein.

Bittet man Menschen, den Willi Fliedl den sie kannten in einer einzigen Eigenschaft zu beschreiben, sagen sie: „Er war kraftvoll.“

Manuel Stark

Manuel Stark studierte Philosophie und Kommunikationswissenschaft in Bamberg, danach absolvierte er die Ausbildung zum Redakteur an der Deutschen Journalistenschule in München und durchlief Fortbildungen an der Reportageschule Reutlingen und der Reporter Akademie Berlin. Seinen thematischen Fokus setzt er an die Schnittstelle von Politik, Gesellschaft und Medizin. Für seine Arbeiten wurde er mehrfach ausgezeichnet.

Manuel Stark arbeitet als freier Journalist und ist Textchef der Autorencommunity Hermes Baby.

Rafael Heygster

Rafael Heygster ist ein deutscher Fotojournalist. Er wurde 1990 in Bremen geboren. Von 2010 bis 2015 studierte er Kulturanthropologie und Politikwissenschaften an der Uni Hamburg. Seit 2015 studiert er Fotojournalismus an der FH Hannover und der DMJX Aarhus. Seine Arbeiten setzen sich mit dem Verhältnis und der Beziehung von Individuen mit ihrem sozialen, ökologischen, kulturellen und politischen Umfeld auseinander.

Rafael Heygster ist aktuell Teil des 6x6 Global Talent Programms von World Press Photo. Seine Arbeiten wurden unter anderem mit dem Otto-Steinert-Preis, dem VGH-Preis sowie dem BFF-Award ausgezeichnet und international ausgestellt.